

Stephan Thome: „Besser als nie“

Blackfacing in Bergenstadt

Von Wolfgang Schneider

Büchermarkt, 18.08.2026

Beim Grenzgang kommt mancher an seine Grenzen – Stephan Thome hat einen Zeitroman geschrieben, in dem sich alte Traditionen und moderne Problemlagen aneinander reiben, ohne dass es literarisch wirklich zünden würde.

Mohrenstraßen, Mohrenköpfe, Mohrenapotheken – viele erregte Debatten haben sie uns schon beschert, zahllose Meinungsartikel sind dazu geschrieben worden. Und nun gibt es noch einen umfangreichen Roman zum Thema. Er spielt in Bergenstadt, jener oberhessischen Ortschaft, die Biedenkopf bei Marburg ähnelt und schon in Stephan Thomes Debütroman „Grenzgang“ 2009 zu literarischen Ehren kam. Wieder bildet das etwa alle sieben Jahre stattfindende – und in Biedenkopf passenderweise in diesem Sommer wieder gefeierte – Volksfest des Grenzgangs das Handlungsgerüst.

„Worum geht es beim Grenzgang? Ursprünglich war es bloß ein Verwaltungsakt: Die Überprüfung, ob sich die Grenzsteine noch an den richtigen Positionen befinden. Daraus wurde ein Ritual, schließlich ein Fest, das die Verbundenheit der Menschen mit ihrer Heimat zum Ausdruck bringt.“

Nun aber kommt erschwerend jenes Problem hinzu, das man eher mit berüchtigten amerikanischen Minstrel-Shows verbindet: das Blackfacing. Denn im Mittelpunkt des Fests steht die Figur eines Mohren, der einst womöglich als Schreckensfigur fungierte, längst aber als Glücksbringer gilt, wenn er dem Festzug voranschreitet, alle einvernehmlich umarmt und seine aufgemalte schwarze Farbe an den Wangen des Publikums abreibt.

Stephan Thome

Besser als nie

Suhrkamp Verlag

492 Seiten

28 Euro

Fortschreibung des Debüt-Romans

Geht dergleichen heute noch? Sollte man nicht lieber auf den Mohren verzichten? Aber wäre der Grenzgang dann überhaupt noch der Grenzgang? Solche Fragen treiben die Figuren des Romans um, die zum großen Teil gealterte Wiedergänger aus Thomes Debüt sind, das man allerdings nicht gelesen haben muss zum Verständnis. Der Historiker Thomas, der damals in Berlin vergeblich nach einer Professur gestrebt hat, ist in die Provinz zurückgekehrt und inzwischen Direktor des Bergenstädter Gymnasiums. Jürgen, der Ex-Mann von Thomas' Frau Kerstin, die ein Tanzstudio leitet, amtiert als Bürgermeister und ist sehr mitgenommen von der ganzen Mohren-Malaise. Schon einmal ist der Hessische Rundfunk angerückt und

hat ihn sehr schlecht aussehen lassen in einem Beitrag darüber, den natürlich alle im Ort gesehen haben. Und ausgerechnet seine Ex Kerstin hat sich in einer Umfrage der Lokalzeitung über den geringen Frauenanteil beim Grenzgang mokiert. Auch ein Schüler namens Jannis hat sich geäußert:

„Das mit der Rolle der Frau beim Grenzgang ist schon schlimm genug. Am krassesten finde ich aber, dass die glauben, man könne heutzutage noch einen Mann schwarz anmalen und sagen: So ist halt unsere Tradition.“

Für Jürgen ist es eine unbequeme Offenbarung, dass dieser Jannis bis vor kurzem auf den Namen Janina hörte. Es handelt sich nämlich um seine eigene Tochter, die sich im zugeschriebenen Geschlecht nicht mehr wohl fühlt.

Transgeschlechtlichkeit in der Provinz-Familie

Das bringt dem Roman ein weiteres Trend-Thema ein, das die Familie sehr beschäftigt. Und vom Vater – Jürgen ist ja ein aufgeschlossener, toleranter Mann – ein langsames Umdenken und Umfühlen verlangt:

„Seine Tochter liegt auf dem Bauch und hat das Gesicht in beide Hände gestützt. Ihr Blick wirkt selbstbeherrscht, beinahe kühl, und auf einmal kommt sie ihm irgendwie... männlich vor. Zum ersten Mal.“

Allerdings wirkt auch die Transgeschlechtlichkeit wie das pflichteifrige Repertoire eines Zeitromans, der zwar von alten Traditionen handelt, aber ganz gegenwärtig sein will. Zu diesem Bemühen gehört auch, dass Kerstin in der Geflüchtetenhilfe aktiv ist und sich um Frauen aus Afghanistan kümmert. Ja, Bergenstadt spiegelt die Lage im Land – aber Überraschendes sieht man dabei kaum.

Das Romanpersonal ist merkwürdig ineinander verfilzt. Thomas' Schulpsychologin Linda ist – ein mehr oder weniger offenes Geheimnis – liiert mit Daniel, Jürgens Sohn aus erster Ehe, der als Spieleentwickler in Tallinn lebt. Klaus-Uwe, der grantige, aber letztlich gutherzige Hausmeister der Schule, hat in jungen Jahren eine kurze Beziehung mit Kerstin gehabt. Und so weiter. Das alles ist bei der Lektüre nur mit einer gewissen Mühe auseinanderzudröseln. Aber warum soll man sie auf sich nehmen?

Zeitroman mit Schwächen

Denn bei aller Ambition hat der Roman ein Problem: Er ist langatmig und spannungslos. Es ist schon ein wirklicher Höhepunkt, wenn Bürgermeister Jürgen und seine Familie gemeinsam die Hessenschau ansehen, was auf zehn Seiten beschrieben wird. Einen nennenswerten Plot über die „Blackfacing beim Grenzgang“-Debatte hinaus gibt es nicht; die Positionen werden säuberlich auf die Figuren verteilt, wobei Hausmeister Klaus-Uwe angesichts all der Beflissenheit und Verbissenheit mit seinem Spott immerhin erfrischend wirkt:

„Man kann den Mohr ja auch grün anmalen und ‚Biomüll‘ draufschreiben. Käm bei manchen bestimmt gut an... Hauptsache, es geht alles mit politisch korrekten Dingen zu.“

Daneben besteht der Roman aus Beschreibungen des Alltags und der Familienkonflikte. Man kennt das von amerikanischen Autoren wie John Updike oder Richard Ford – und fragt sich, warum das bei ihnen so gut funktioniert und spannend zu lesen ist, bei Thome aber nicht. Der Autor vernachlässigt über manchen gelungenen Dialogstrecken und vielen klug eingespielten Details leider die entscheidende Aufgabe: uns als Leser so für seine Figuren einzunehmen, dass ihre Alltage interessieren.

Zwischen Oberhessen und China

Nicht zufällig spielt Thomes bester Roman „Gott der Barbaren“ eben nicht in der heutigen deutschen Provinz, sondern im China des 19. Jahrhunderts. Er schildert den Taiping-Aufstand – den kruden Versuch, einen christlichen Gottesstaat zu errichten, was den opferreichsten Bürgerkrieg der Weltgeschichte zur Folge hatte. Dem Autor, der Sinologie studiert hat und heute in Taiwan lebt, ist es in diesem Werk gelungen, ein hierzulange kaum bekanntes, aber zentrales Kapitel der chinesischen Geschichte zu vermitteln. Man kann nur hoffen, dass Stephan Thome in seinem nächsten Roman den Lesern wieder eine solche unbekannte Welt erschließt anstatt die bekannte in ermattender, wenig origineller Ausführlichkeit abzuspiegeln.